



Computersimulation eines Wolkenkratzerzentrums am Potsdamer Platz.

Die doppelte Downtown

Hans Kollhoffs Pläne für Berlin

Um den Durchwurschteln die Tagesordnung nicht vollends zu überlassen, verfielen Vittorio Magnano Lampugnani, Michael Mönninger und Mathias Schreiber darauf, die Welt-Bau-Meister zu einer Ausstellung über das Thema „Berlin morgen“ zu laden. Doch was die Koryphäen dann zu Papier brachten und von Januar bis März im Deutschen Architektur Museum Frankfurt zeigten, begeisterte allein den Liebhaber dekorativer Graphik und koketter Prosa. Die meisten der siebzehn Ad-hoc-Projekte gieren sei's nach Historie, sei's nach Avantgarde; nur das Konzept von Hans Kollhoff scheint jene Balance zwischen Vision und Realität, Ästhetik und Ökonomie, Anmutung und Machbarkeit zu wahren, welche den übrigen „Ideen für das Herz einer Großstadt“ fehlt.

Hans Kollhoff schlägt zwei Gruppen von je fünf bis sechs Wolkenkratzern amerikanischen Zuschnitts vor, welche – verbunden durch die ohnehin autobahnbreite Leipziger Straße und Gertraudenstraße – am Potsdamer Platz und am Alexanderplatz in die Höhe schießen sollen. Kollhoff erläutert: „Jeder der Türme hätte bei etwa 70 Geschossen und einer bebauten Fläche von 60 x 60 Metern eine Bruttogeschoßfläche, die etwa dem Chrysler Building entspricht und für die Daimler Benz ein Grundstück von 65000 Quadratmetern bebauen will. Einer Bruttogeschoßfläche der sechs Türme von insgesamt 1,5 Millionen Quadratmetern steht bei einer Bebauung des gesamten Bereichs zwischen Tiergarten und Landwehrkanal mit der alten Berliner Traufhöhe von 22 Metern eine Geschoßfläche von knapp 1 Million Quadratmeter gegenüber.“ Verdichtung statt

Zersiedlung heißt das Prinzip, welches erstens den Leipziger Platz, den Boulevard Unter den Linden, die Friedrichstraße und andere Quartiere vom Kapitaldruck entlasten, zweitens einen Stadtpark auf dem Potsdamer-Bahnhofs-Gelände ermöglichen und drittens jenen Typus Gebäude verhindern soll, der weder Turm noch Block ist, sondern ein „Breitfuß“, eine „Boulette“ à la Europacenter oder Kudammkarree.

Voller Elan sucht Kollhoff Berlin nach dem Bilde New Yorks zu formen. Gerne spricht er von Manhattan und Central Park, zürnt über das bloß dekorierte Stahlskelett und warnt vor der Kooperation mit Developern, die dem Zentrum Berlins so schaden wie das Fast-Food-Lokal dem Vier-Sterne-Restaurant. Aber reichen ein paar kräftige Worte, um die Gefahr zu bannen, daß die Mitte am Ende von Skyscrapern zwischen Funktionalismus und Entertainment, High Tech und Soft Art beherrscht wird? Auch der Sears Tower in Chicago ragte zuerst allein aus der Dachlandschaft viel kleinerer Hochhäuser; inzwischen umgeben ihn fast ebenbürtige Riesen. Und wer die Erfahrung des Jungen Mannes von Botho Strauß – derzufolge die von Marmor und Messing glänzenden Solitäre sich gebärden, „als hätte unser Wohlstand zu durchgeistigter Form gefunden“ – für das Ressentiment der Kulturkritik hält, muß mindestens zugeben daß im Spiel von Investor, Bürokrat und Architekt der letzte der schlechtesten Karten hat. Kollhoff jedoch gibt den scharfen Kontrast zwischen Zentrum und Peripherie, dessen Erhalt zu den Trümpfen seines Projektes gehört, schon auf, bevor jemand dazu zwingt. An-

fangs hatte er noch gefordert: „Laßt uns (...) die (...) Stadtgrenze eng ziehen, und legt jedem das Handwerk, der aus privater Bequemlichkeit alles Sperige im Umland abladen will.“ Später aber schlug er vor, das alte Alleennetz in der Mark durch ein neues Straßennetz mittig zu kreuzen; hier könnten sich Autofirmen, Supermärkte, Imbißbuden und ähnliches reihen: der amerikanische Strip in der Mark Brandenburg.

Skeptiker weisen Kollhoff darauf hin, daß mit solchen Plänen aus der Forderung nach Verdichtung statt Zersiedlung rasch die Wirklichkeit von Verdichtung und Zersiedlung wird. Kritiker holen weiter aus und werfen Kollhoff vor, er verrate die historisch-europäische an die amerikanische Metropole, welche sich der Gewalt des Marktes von Beginn an willenlos überantwortet habe. Kollhoff indes erinnert seine Gegner an die unrühmliche Rolle der Masterplaner, die seit dem neunzehnten Jahrhundert dem Einfluß von Ökonomie und Technik stets bloß nachgetrabt seien, wenn sie die Stadt nicht gleich durch Siedlungsviertel oder Verkehrsschneisen oder Grünanlagen aufgelöst hätten. Die Generation der Jüngeren, also nach 1945 Geborenen, treibt die Erfahrung engstirniger Flächennutzungs- und halsstarrer Baulleitpläne; manche haben die antiutopischen und chaostheoretischen Diskurse der Intellektuellen verfolgt und hoffen nun, daß die Qualität eines einzigen Objekts die Struktur eines ganzen Quartiers bestimmt.

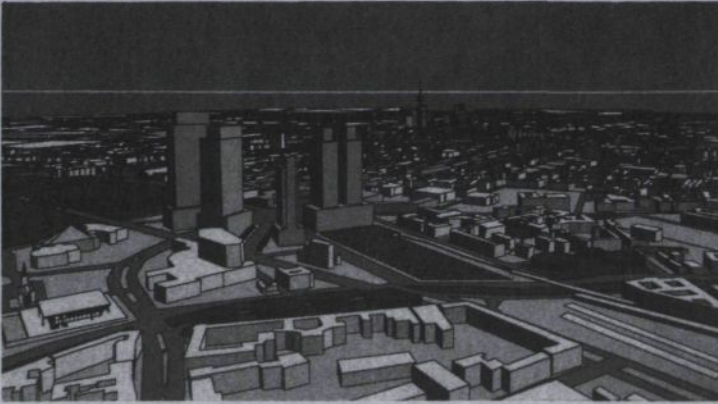
Schon als 1987 die IBA sich feierte, schreckte Kollhoff ihre Freunde, die noch vom Baulückenschließen und Blockrandfüllen schwärmten, mit dem

Schlachtruf „Architektur kontra Städtebau“. Während der Sommerakademie 1987 hatte die Entwurfsarbeit an der Bundesallee, einer zwischen Kudamm und Volkspark gespannten, für die Nachkriegsära Westberlins typischen Cityachse, seine Meinung bestätigt, daß den so devastierten Terrains mit Rekonstruktion und Reparatur niemals beizukommen sei: „Hier tut sich ein Bild der Stadt auf“, schrieb Kollhoff damals in einer Art ungestümen Manifest, „das architektonischer Natur ist, ein szenisches Reservoir, das ganz unserer Zeit gehört und das authentischer Ausdruck der Kräfte ist, die uns bewegen. Hier wird die Möglichkeit einer urbanen Homogenität denkbar, die nichts zu tun hat mit italienischen Sehnsuchtsbildern von Straße und Platz und nichts mit der Romantik der Stadterweiterungsplanungen und der Parzellierungswut des 19. Jahrhunderts. Hier wird der Augenblick in permanente, monumentale architektonische Form gegossen: das Äquivalent zu Hödicks Pinselstrich oder Baselitz' Axthieb.“

Mit seiner Vorliebe für dirty realism muß der Fall der Mauer 1989 einen Kollhoff stärker erregt haben als andere. Kein Wunder, daß er die Lust am „Höher hinaus!“ sich von niemand verderben läßt.

Rudolf Stegers

Kollhoff hat sein Projekt mehrfach erläutert; so in Beiträgen für die „Frankfurter Allgemeine“ vom 26.11.1990 und 5.1.1991, für den „Morgen“ vom 15.2. und die „Berliner Morgenpost“ vom 19.2.1991; ferner in dem Buch „Berlin morgen“, aus dem auch die Illustrationen stammen. Das Zitat über die Bundesallee findet sich in dem Buch „Großstadtarchitektur“, Berlin 1989.



Rettung durch die Großform?

Randnotizen zur neuen Faszination des heroischen Objekts – anlässlich einer Tendenz: „Die Stadt der Großformen“, ARCH+ 105/106, oder diverse Projekte für Berlin (vgl. „Berlin morgen“, FAZ 5.1.91 und „Berlin – Denkmal oder Denkmodell?“, Ausstellungskatalog 1988), für Paris (vgl. „Paris – Architektur und Utopie“, Ausstellungskatalog Berlin 1989) und anderswo.

Wir sind wieder wer! rufen die Architekten und schaffen die für gescheitert erklärte Stadtplanung ab. Lautes Getöse, das demjenigen Angst macht, der die Stadtverwüstungen der 60er Jahre als solche erinnert – oder nur das tapfere Pfeifen einer Zunft im finsternen Wald?

Das aktuelle Flagge zeigen in der Architektur, die Appelle an die Autonomie des „rigorosen Objekts“, das wie eine Faust ins städtebauliche Chaos fährt und dort Ordnung schafft: Zeigt sich darin nicht der verweifte Versuch, mit großen „Setzungen“ die verlorengegangene Kraft der großen Geste wenigstens auf symbolischer Ebene zurückzugewinnen?

Solche Versuche scheinen einerseits endgültig den pluralen Charakter der modernen Stadtbildungs- (oder -auflösungs-) prozesse zu verkennen. Andererseits übersehen sie die völlige Überflüssigkeit solcher Bemühungen. Demonstrieren uns nicht die globalen Machtkonzentrationen von Industrie und Kapital längst auch architektonisch das kraftvoll Ord nende, Weltumspannende, Heroische (auch Imperialistische) ihrer Aktivitäten? Was ist angesichts dessen neu an einem Stadtmodell, das die von Privatinteressen optimal kontrollierbare Großform jeder öffentlich-planerischen oder gar spontanen „Stadtentwicklung in kleinen Schritten“ vorzieht?

In der autonomen Großform, dem entschiedenen Solitär, wird öffentlichkeitswirksam die Symbolfunktion der Architektur betont. Damit werden genau jene

abbildenden Aspekte in den Vordergrund gestellt, welche die Architektur bereits am weitesten an andere kulturelle Zeichenträger abgegeben hat. Der gebrauchsbewusste Aspekt dagegen, die Verflechtung von privaten und öffentlichen Räumen und Lebensbereichen, tritt zurück ins Innere des „Großen Objekts“. Hier kann, trotz gegenteiliger Beteuerungen, die soziale Desintegration kontrolliert vorangetrieben werden. Symptomatisch dafür sind die möglichst knappen Erdgeschossebenen der neuen Megaskulpturen und Hochhäuser: die „Schnittstelle“ mit der Erde und dem öffentlichen Raum wird minimiert und damit sauber kontrollierbar. Die phantastische Innenwelt öffnet sich nur der exklusiven Zielgruppe. So setzt die Baugeometrie die jeweiligen Vorstellungen von Urbanität und erwünschter gesellschaftlicher Integration um. (Extremes Gegenbeispiel: die flachen „strukturalistischen Raster- und Netzstrukturen der 70er Jahre, bei denen versucht wurde, jegliche Abgrenzung und Kontrollschwelle zu beseitigen.)

Die Übertragung der unbeschränkten freiplastischen Möglichkeiten der Bildhauerei auf die städtebauliche Großform ist zuletzt aus den Stadtvisionen der 60er Jahre in Erinnerung. Prägnanz und Pathos jener damals provokativ und utopisch gedachten Projekte basierten nicht zuletzt auf diesem Maßstabsprung: die atektonische Form der monolithischen Skulptur oder der Maschine wird vergrößert zur Stadtform. Solche Megaskulpturen sind vielfach machbar geworden. Aber die Machbarkeit einer Utopie bedeutet nicht ihre Erfüllung, und

die Baubarkeit der atektonischen plastischen Form besagt nichts über ihre Leistungsfähigkeit als städtebaulicher Typus.

*

Die Sehnsucht, in neuer Unbescheidenheit endlich wieder kompromißlos bauen zu können, braucht nicht getarnt zu werden durch fiktive Annahmen über Staat und Gesellschaft. Der Drang, das typologisch und technisch Machbare auch zu realisieren – nach Stadtreparatur und Blockrand endlich wieder ein Hochhaus! – ist vital und verständlich. Es weckt aber Mißtrauen, wenn diesem Drang eine stadtbauliche Utopie oder gar sozialpsychologische Begründung hinterhergereicht wird, die heute meist vorgibt, bruchlos an die Vitalität und an die Hoffnungen der frühen Moderne anknüpfen zu können. Es ist nicht möglich, mit dem Rückgriff auf die heroische Großform der Moderne dieselbe Kraft und Monumentalität zu erreichen wie zu Beginn des Jahrhunderts. Man kann heute nicht so tun, als gäbe es die gigantischen Türme und Zitadellen des Großkapitals und der Bürokratie nicht längst, als hätten Portman, Jahn, Trump & Co. das Pathos des großen Solitärs nicht längst ausgeschlachtet. Der Blick auf Mies van der Rohe's Glashochhaus von 1922 ist heute nicht modern, sondern retrospektiv, – nostalgisch oder historistisch. Die Konfrontation, die polemische Geste der Emanzipation, die Strategie der Verfremdung im Entwurf des Hochhauses bei Mies, die Schockwirkung der Photomontage: sie funktionierten nur durch das Maß der Differenz zum Alltag, das heute ein ganz anderes ist.

Thomas Will

Der Tod von Bernd Grönwald hat neben Bestürzung und Betroffenheit auch Fragen ausgelöst. Viele kannten ihn seit Jahren als freundlichen und offenen Menschen, aber auch als SED-„Funktionär“, Vizepräsidenten der Bauakademie, scheinbar auf dem Weg nach noch weiter oben. Dieser Widerspruch zwischen dem Menschen und seiner Figuration im politischen Leben einer letztendlich fragwürdigen Gesellschaft hat seit langem sowohl den DDR-Underground als auch die westlichen Beobachter konsterniert.

Was die Persönlichkeit Bernd Grönwalds und die Umstände

seines Todes betrifft, geben u.a. die Vorkommnisse im Umfeld der nicht stattgefundenen 57. Plenartagung der Bauakademie einigen Aufschluß.

Als der mit der Vorbereitung beauftragte Vizepräsident gewann Grönwald den BdA als Mitveranstalter und entwickelte ein weites Netz von intensiven Arbeitskontakten. So waren an den Vorarbeiten neben den Instituten der Bauakademie, der

Sektion des BdA, den Architekturhochschulen, den Vertretern der Baukombinate und Kommunen, der Denkmalpflege, und Einzelpersonen auch die Soziologieinstitute der Akademie der Wissenschaften und der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED beteiligt.

Die Hinweise und Vorschläge, die bei Grönwald im Frühjahr 1989 zusammenliefen, si-

gnalisierten den bedrohlichen Niedergang der Bauproduktion, den Verfall der innerstädtischen Bausubstanz, den materiellen Verschleiß der Grundmittel im Gesellschafts- und Industriebau, gravierende soziale und ökonomische Probleme in den Kommunen, ökologische Krisen, katastrophale Arbeitsbedingungen in den Plattenwerken. Daß die Grenze des Verantwortbaren weit überschritten war, sprachen Vertreter der Baukombinate und einige Stadtarchitekten auf einer Podiumsdiskussion während des 5. Bauhaus-Kolloquiums im Juni 1989 in Weimar aus. Die eskalierende Situation

Ein deutsches Schicksal

In memoriam Bernd Grönwald

im Bauwesen übersteige längst die Kompetenz der Fachleute, hier seien umgehend politische Entscheidungen an der Tagesordnung.

Noch im August ist Grönwald der Auffassung, mit den Materialien, die ihm für die 57. Plenartagung der Bauakademie zugehen, diese politischen Entscheidungen vorzubereiten. Zuversichtlich glaubte er, in Vorbereitung des XII. Parteitages der SED an der komplexen Erneuerungsstrategie für das Bauen und die Raumentwicklung in den 90er Jahren zu arbeiten.

Besonders sein Eintreten für die Kooperation mit der BRD bringt ihn im Sommer 1989 in „handfeste Auseinandersetzungen“, ein „Schattenboxen“ mit „anderen Genossen“ (von der Staatssicherheit), das ihm, so in einem Schreiben an den Präsidenten der Bauakademie vom September 1989 „kaum mehr erträglich“ scheint. Ihn, der jahrelang wegen seines rückhaltlosen Engagements für die Ost-West-Kooperation, sei es mit der Universität Venedig oder dem Bauhausarchiv in Westberlin, mißtrauisch beobachtet und gemäßregelt wurde, mußte es nach der Wende besonders hart treffen, zu erleben, wie seine ministerialen Gegenspieler sich all zu rasch wiedervereinigten und in die neudeutschen Amtsstuben einzogen.

Noch im September 1989 werden nach „harten Auseinandersetzungen“ in verschiedenen Diskussionsgremien die erste und zweite Fassung des Referates für die Plenartagung abgelehnt. Das als Beweisführung für die Notwendigkeit einer umfassenden Wende gedachte empirische, analytische Vorgehen wird als „positivistisch“ abgelehnt. Das Papier erfährt in den Fassungen eine Wandlung der Diktion von komplexer, detaillierter Bestandsaufnahme zu stärker synthetisierter Schau auf das Erreichte. Der dem Material immanente Forderungskatalog wird von Kritikern von „außen und innen (Institut!)“ als „Blauäugigkeit“ und „Wunschdenken“ diffamiert – das Bedürfnis gar, über „große Architektur“, über Stil zu sprechen, eine Vision für die 90er Jahre zu entwerfen, muß „angesichts der allgemeinen Lage im Lande“ schließlich vollkommen fallengelassen werden. Ein letzter Vorschlag Grönwalds, eine dritte Fassung für sein Referat allein zu erarbeiten und persönlich zu verantworten, wird vom Vorbereitungsausschuß aus Vertretern der Abteilung Städtebau des Ministeriums, BdA und Bauakademie abgelehnt.



Internationales Bauhaus-Kolloquium in Weimar: Bernd Grönwald im Gespräch mit Jos Weber und Georg Muche.

Am 5. Oktober, dem Vorabend des 40. Jahrestages der DDR, erreicht Bernd Grönwald die Nachricht, von der Absetzung der für den 27.10.89 anberaumten Plenartagung durch den Bauminister Junker. In einem unverzüglich an den Minister und den Präsidenten der Bauakademie gerichteten Protestschreiben, kündigt er an, „persönliche Konsequenzen für seine weitere Arbeit zu ziehen.“ Er solidarisiert sich offen mit Bürgerinitiativen im Prenzlauer Berg und den jungen Leuten aus seinem Institut, die in jenen Tagen mit Kerzen vor der Getsemane-Kirche stehen.

Eine Aussprache am Tisch des Ministers am 11.10., um die er gebeten hat, führt ihm mit Entsetzen vor Augen, daß Junker nicht eines der Materialien zur Vorbereitung der Tagung überhaupt zur Kenntnis gelangt ist. Vollkommen überrascht von den Tatsachen bekennt sich der Minister halbherzig zu Korrekturen. In den folgenden Tagen überstürzen sich die Ereignisse. Am 30.10.1989 reicht Grönwald „als der leitende Wissenschaftler für das Fachgebiet Städtebau und Architektur in unserem Land“ einen Antrag an die 10. Tagung des ZK der SED ein, in dem er auf sofortige Maßnahmen der Partei und der Regierung drängt. Statt des eingegrenzten Wohnungsbauprogramms bedürfe es eines komplexen Städtebau-, Entwicklungs- und Förderungsprogrammes, das den örtlichen Organen volle Verantwortung und Kompetenz und den Bürgern souveräne demokratische Teilnahme garantiert. Die Städtebauwissenschaft habe hierzu über Jahre unterschiedene Positionen vertreten und zahlreiche Lösungsvorschläge unterbreitet. Sie wurden alle auf den verschiedensten Ebenen in den Wind geschlagen

oder in die Panzerschränke geschlossen. Die 10. Tagung des ZK der SED solle daher eine Arbeitsgruppe „Gesellschaftskonzeption und Stadtentwicklung“ bilden, die umgehend mit den Vorbereitungen des Parteitages zu beginnen habe. Darüberhinaus solle die SED-Fraktion in der Volkskammer einen Vorschlag zur Bildung eines Ausschusses Städtebau einbringen, der in Parlamenten anderer Länder längst erfolgreich tätig sei. Seine dringlichste Aufgabe wäre die Erarbeitung eines Städtebaugesetzes.

Neben einer prinzipiellen Wende der Baupolitik schlägt er als Sofortmaßnahmen vor, in Achtung und Anerkennung ihrer Leistungen umgehend die Löhne der Bauarbeiter in den Stadtbaubetrieben der Republik auf den Berliner Tarif anzuheben und durch Preisbildung und Gewinnverwendung zugunsten der Baubetriebe das innerstädtische Bauen gegenüber dem Bauen auf der grünen Wiese zu fördern. Es folgen Wochen angestrebter Arbeit, aufreibende Tagungen und Podiumsdiskussionen, Nachtsitzungen am Institut für Städtebau und Architektur und aus den Vorarbeiten zur 57. Plenartagung und vorallem den Vorarbeiten der Prognoseforschung beginnt sich ein Konzept für die Stadtentwicklungsforschung abzuzeichnen, „das sich allerdings nur im Zusammenhang mit der grundsätzlichen gesellschaftlichen Erneuerung des Sozialismus in unserem Land realisieren wird... Ob sich der Sozialismus in unserem Land erneuert oder besser eine neue Chance hat, ist völlig ungewiß, es hängt von vielen Einflußfaktoren ab. Vieles ist befreiend, auch für mich, vieles ist bitter und so schlimm, daß es nicht wieder gut zu machen ist“ (Brief 15.11.89). „Heute muß

ich erkennen, daß meine eigene Führungstätigkeit, daß die aktive Rolle des Plenums zu wenig darauf gerichtet waren, diese erkannten Zustände laut und deutlich auszusprechen und energisch auf Veränderungen zu drängen“ (Referat Plenum Bauakademie 8.12.89)

Während die Bauforschung der DDR noch fieberhaft an Alternativstrategien arbeitet, ihre Vorschläge an die Übergangsregierung einbringt, gewinnt der gesellschaftliche Wandel im Lande zunehmend an Eigendynamik, täglich ändern sich die Prämissen, werden die konzeptionellen Überlegungen von den politischen Prozessen überholt. Alternative Gesellschaftsstrategie, Bauakademie-reform, Programme für die Förderstädte, marktwirtschaftliche Orientierung, Eingliederung der Bauwissenschaft in die Bundesdeutsche Forschungslandschaft, Existenzsicherung, Eigenevaluation, Abwicklung... So ist der Prozeß eines Jahres im Zeitraffer gefaßt – jede Station begleitet von intensiver Arbeit, Auseinandersetzungen, persönlichen Angriffen.

Im provisorischen Arbeitsausschuß der Bauakademie wird Grönwald persönlicher Ambitionen verdächtigt, sein hoher Anspruch für die von ihm vertretene Städtebauforschung als Vorhut der gesellschaftlichen Erneuerung wird von den Vertretern der anderen Institute als Verdrängungsversuch und Anmaßung mißverstanden. Er wird systematisch blockiert, hingehalten und aus den Entscheidungen ausgegrenzt. Am Institut entsteht Unmut über den Direktor, der sich bei der „Zentrale“ nicht durchsetzen kann, scheinbar keine „Akzeptanz“ mehr hat und physisch vollkommen erschöpft ist. Die Stelle des Direktors soll also öffentlich ausgeschrieben werden, man einigt sich einvernehmlich auf eine „sozialverträgliche Lösung“ für den alten Direktor, er wird als Sozialfall gehandhabt...

Es mangelt nicht an Angeboten, sowohl von alten Freunden wie Feinden, doch alle Energien für einen persönlichen Neubeginn sind verbraucht... „Bis heute habe ich gekämpft, so gut ich konnte. Aber es war eben zu spät, eine bittere Lehre für viele von uns“ (Brief 15.11.89).

Seine persönliche Entscheidung in ihrer tragischen Konsequenz verdient Respekt und verpflichtet die, die im Leben bleiben umso stärker zu Selbstbesinnung, Solidarität und gemeinsamem Handeln.

Simone Hain